



Lesereise

Nordseeküste

Wolfgang Stelljes

An der Waterkant

zwischen Ems und Elbe

Picus

Punkt fünfzehn Uhr: Gerd macht die Leinen im Hafen von Wangerooge fest. Gleich sechsmal schlägt er das Tau um den Poller, »halb schräg«, ein eigenwilliger Seemannsknoten. Knapp zwei Stunden hat die Fahrt gedauert. Herr Sondermann freut sich auf geräucherten Knurrhahn. Herr Brüderle ist immerhin satt geworden. Und auch Herr Geifelhardt hatte kurz vor dem Einlaufen in den Hafen von Wangerooge noch sein persönliches Erfolgserlebnis – die erste Krabbe, eigenhändig gepult.

Ein Leuchtturm der Kunst

Wie Eske Nannen mit Charme und Charisma die Menschen zur Kunst bringt

Am Ende eines langen Arbeitstags, die Türen der Kunsthalle sind bereits verschlossen, fragt Eske Nannen noch einmal nach: »Wie viele Besucher waren es heute?« – »Achtundneunzig.« Eine Zahl, mit der die Geschäftsführerin offenbar zufrieden ist, jedenfalls an diesem Allerweltstag im Frühling, an dem keine spektakuläre Sonderausstellung Kunstliebhaber in Scharen nach Emden lockt. »Und sind die Eltern im Haus geblieben?« – »Die meisten ja.« Gemeint sind die Eltern der Kinder, die an diesem Tag ein museumspädagogisches Angebot besucht haben. Denn Kinder und Kunst zusammenzuführen, das ist ihr ein Herzensanliegen. Wenn dann auch noch die Eltern bleiben – umso besser.

Ein paar Stunden zuvor. Zwölf Kinder im Alter von fünf bis elf Jahren haben sich zu einer Führung durch die aktuelle Ausstellung angemeldet. Bevor sie sich der Kunst nähern, prüft Inka Wümkes, die das Angebot an diesem Nachmittag leitet, das Basiswissen. »Kennt ihr den Henri Nannen?« Kopfschütteln bei den meisten. Außer bei dem achtjährigen Marten: »Das ist der Gründer der Kunsthalle.« Und der Gründer des *Stern*, aber das können die Kinder nicht wissen, das war lange vor ihrer Zeit. Über drei Jahrzehnte war Nannen Chefredakteur des einst erfolgreichsten Magazins in Deutschland. Fast ein wenig ehrfürchtig stehen die Kinder vor seiner Büste im Foyer.

Inka Wümkes verteilt kleine Kärtchen. Darauf steht: »Das sieht traurig aus.« – »Das finde ich blöd.« – »Das lässt mich träumen.« Die Aufgabe für die Kinder: durch die Kunsthalle stromern und ein dazu passendes Bild suchen. Sich von den Gefühlen leiten lassen, das war schon das Credo von Henri Nannen: »Ich habe immer nur gesammelt, was Lust in mir erweckt hat – oder was mich bis unter die Haut schmerzte –, was mich freute, aber auch wütend machte.« Es dauert keine drei Minuten, und die Kinder haben ihre Wahl getroffen. Daniel, neun, ist begeistert von der Farbenpracht eines Alexej von Jawlensky. Marieke, sechs, wiederum entscheidet sich für ein Hauptwerk des Expressionisten Otto Müller: »Knabe vor zwei stehenden und einem sitzenden Mädchen«. Das findet sie »witzig, weil die nackig sind«. Ein wenig unschlüssig stehen die Kinder vor der zeitgenössischen Kunst. Immerhin: Der zehnjährigen Hannah gefällt ein Bild des finnischen Künstlers Jorma Puranen, das würde sie vielleicht sogar aufhängen, »wenn es

ein bisschen kleiner wäre«.

Dass Kinder ihren ganz eigenen Blick auf die Kunst haben, gefällt Eske Nannen. Diesen Blick zu schärfen, ist Ziel der Museumspädagogik. Nicht nur bei Führungen, sondern auch danach. Weil sich die Kinder dann an Tische hocken und »dem Ausdruck verleihen, was sie erfahren haben«. Oder weil sie eines der vielen Angebote der Malschule besuchen, die mittlerweile die größte Jugendkunstschule in Niedersachsen ist. Warum Kunstförderung bei Kindern so wichtig ist? »Sie gehen gestärkt durchs Leben, sie lernen, sich auseinanderzusetzen. Welche Farben nehme ich, das bedarf einer Überlegung. Es gibt nicht ein Grün, es gibt dreißig, vierzig Grüns – das nehmen die Kinder auf.« So entstehen kleine Kunstwerke von kleinen Künstlern, die bei der Finissage der stolzen Oma und sonstigen Öffentlichkeit präsentiert werden.

Viele der achtundneunzig Besucher an diesem Tag hat Eske Nannen kommen oder gehen sehen, von ihrem Büro aus, einem Eckzimmer im ersten Stock eines Neubaus. Der wird intern nur »der vierte Bauabschnitt« genannt. Das hört sich nüchtern an, und doch spürt man im Gespräch mit Eske Nannen die Erleichterung darüber, dass es gelungen ist, dieses Werk zu vollenden. Größer, heller und besucherfreundlicher ist die Kunsthalle geworden. Ein Kraftakt, auch finanziell, vollbracht mit Hilfe von ganz vielen Spendern. Die mussten allerdings erst einmal überzeugt werden. Wenn man Eske Nannen eine »begnadete Klinkenputzerin« nennt, dann lacht sie, aber es stimmt ja: In diesem Punkt macht ihr kaum jemand etwas vor. 2008 erhielt sie den »Deutschen Fundraising Preis«, scherzhaft auch »Deutscher Bettelorden« genannt, weil sie über Jahre ideenreich diese Überzeugungsarbeit geleistet hat. Sie als umtriebiger zu bezeichnen, ist eine eher milde Untertreibung.

Deshalb ist es auch alles andere als selbstverständlich, sie in ihrem Büro anzutreffen. Mit Christian Wulff war sie in Japan, noch bevor dieser Bundespräsident wurde. Und hat selbst dort geworben für die Idee von einer lebendigen Begegnungsstätte zwischen Bildern und Bürgern. Ganz hellhörig seien die Japaner gewesen, als sie erzählt habe, »dass wir in einer Stadt leben mit einundfünfzigtausend Einwohnern und dass wir zwischen achtzig- und hunderttausend Besucher im Jahr haben«. Wobei das natürlich keineswegs nur Emden sind, nein, die meisten Besucher kommen von weit her. Die bislang erfolgreichste Einzelausstellung war die des norwegischen Malers Edvard Munch mit über hundertzwanzigtausend Besuchern in nur drei Monaten. Das war im Winter 2004/05. Alles begann mit einem Telefonanruf des damaligen Ministerpräsidenten Sigmar Gabriel, der einen Staatsbesuch in Oslo plante und sich dachte, die Sammlung der Kunsthalle als Leihgabe wäre doch ein prima Gastgeschenk. »Da haben wir gesagt: Selbstverständlich, Herr Ministerpräsident, aber wir wollen bitte Munch.« Und es hat tatsächlich geklappt, wobei die Tatsache, dass just zu der Zeit in Oslo zwei Bilder von Munch gestohlen wurden,

darunter »Der Schrei«, sein wohl berühmtestes Werk, für einen zusätzlichen »Werbeeffekt« sorgte – Munch war damals in aller Munde.

So flitzt Eske Nannen über das große Parkett und ist doch froh, wenn sie wieder in Emden ist: »Ich liebe diese Beschaulichkeit.« Wer sich mit ihr in ihrem Büro verabredet, versackt bei der unvermeidlichen Tasse Tee in einer ledernen Sitzgarnitur. Gleich daneben die Kataloge aller bisherigen Ausstellungen – rund zweieinhalb Regalmeter. Das zentrale Möbelstück aber ist ein wuchtiger Schreibtisch: »An dem hat Henri den *Stern* gemacht.« Denn auch das ist ihr ein Herzensanliegen: das Gedenken an ihren Mann und »Vater des Museums« wachzuhalten. Es kommt vor, dass sie ihre Gesprächspartner ganz unvermittelt fragt: »Und welche Erinnerungen haben Sie an Henri Nannen?«

Beide, Henri und Eske, sind gebürtige Emden. Ihre Familien waren befreundet. Henri lernte Eske einen Tag nach ihrer Geburt kennen. An diesem 5. Januar 1942 nahm er sie das erste Mal auf den Arm, nachdem er, der achtundzwanzigjährige Frontsoldat auf Heimaturlaub, ihrer Mutter im Krankenhaus zur Geburt der Tochter gratuliert hatte. Später trennten sich ihre Wege. Eske Nagel, wie sie damals noch hieß, machte eine Ausbildung zur Industriekauffrau und fuhr zwei Jahre zur See, »eine Weltreise als Zahlmeisters Schreiberin, also nix Hohes«, später dann als Reiseleiterin und auf einem Frachtschiff, »Panama hin und zurück, ich hab noch mein Heuerbuch«. So lernte sie nicht nur die Welt kennen, sondern auch, mit Menschen umzugehen, eine gute Voraussetzung für die spätere Tätigkeit als Vorstandssekretärin bei den Howaldtswerken.

Die Jahre vergingen. Anfang der achtziger Jahre kreuzten sich ihre Wege erneut in Emden. Ihr Vater war schwer erkrankt, Henri Nannen stand der Familie zur Seite. Zu dieser Zeit begannen sie, sich gemeinsam für die Kunst in ihrer Heimatstadt stark zu machen. Im Abstand von nur wenigen Monaten gründeten sie einen Verein zur Erinnerung an den Marinemaler Ludolf Backhuysen, auch er ein Sohn der Stadt, dann die Malschule für Kinder und schließlich die Stiftung Henri Nannen. In die brachte Nannen nicht nur seine umfangreiche Kunstsammlung, sondern sein gesamtes Vermögen ein. Das war 1983 und der erste große Schritt auf dem Weg zur Kunsthalle. Nicht alle Emden waren damals von dieser Idee begeistert, die Stadt litt unter hoher Arbeitslosigkeit. Nannen sollte sein Geld lieber den Arbeitslosen geben, meinte manch einer.

Am 3. Oktober 1986 eröffnete Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Kunsthalle. Vier Jahre später heiratete Henri Nannen sein »Tütje«. Als er im Oktober 1996 starb, dachten nicht wenige: »Jetzt ist es vorbei mit der Kunsthalle, wer soll das denn machen?« Das denkt heute keiner mehr. Aus der Stiftung Henri Nannen wurde die Stiftung Henri und Eske Nannen. Bereits im Jahre 2000 bedurfte es eines weiteren Zusatzes: »... und Schenkung Otto van de Loo« – der Münchener Galerist hatte sich entschlossen, einen Großteil seiner Sammlung der Kunsthalle anzuvertrauen.

So wuchs der Bestand, auch dank der vielen Förderer. Ein Bild allerdings hat eine ganz eigene Geschichte. Eine Geschichte, die Eske Nannen mit einem scheinbar untrüglichen Gedächtnis für Kleinigkeiten zu erzählen vermag. Es ist die Geschichte des Bildes, das bereits die kleine Marieke erheiterte: »Knabe vor zwei stehenden und einem sitzenden Mädchen« von Otto Müller. Als Student der Kunstgeschichte sieht Henri Nannen dieses Bild 1937 zum ersten Mal: in der Ausstellung »Entartete Kunst« in München. Später verliert sich die Spur des Bildes. 1979 taucht es bei einem Kunsthändler in London wieder auf, dort kann Nannen es für zweihundertsechzigtausend Mark erstehen. Erst Ende 1998, zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes, erfährt Eske Nannen, dass dieses Bild früher zur Sammlung des jüdischen Rechtsanwalts Ismar Littmann in Breslau gehört hatte und von der Gestapo konfisziert worden war. Littmann, der sich 1934 das Leben nahm, hatte eine einzigartige Sammlung deutscher expressionistischer Kunst zusammengetragen. Durch den Verkauf der wenigen Bilder, die der Familie noch verblieben waren, konnte seine Frau die Flucht für sich und ihre vier Kinder finanzieren.

Nach dem Bekanntwerden dieser Vorgeschichte handelt die Kunsthalle schnell: Sie nimmt Kontakt zu einer noch lebenden Tochter in Tel Aviv auf und lädt sie ein. Ende April 1999 besucht Ruth Haller gemeinsam mit ihrem Mann die Kunsthalle. Das Bild von Otto Müller, erzählt sie, hing früher im Kinderzimmer ihres ältesten Bruders. Die Kunsthalle gibt es an die Erben zurück, ein herber Verlust. Umso erfreuter ist Eske Nannen, als es gelingt, sich auf einen Rückkauf zu verständigen. Heute hängt das Bild also wieder in der Kunsthalle. »Und wenn ich daran vorbeigehe, denke ich, ja, das ist mir ein wichtiges Bild.« In diesem Moment fällt ihr ein, dass Besucher die Geschichte dieses Bildes kennen sollten. Ein kleiner Text nur, gleich daneben. Sie macht sich eine Notiz.